

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 5

Artikel: Die leisen Dinge
Autor: Kraigher, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634470>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die leisen Dinge.

Von Maria Kraigher.

Es sind Zeiten in jedem Leben, wo Einsamkeit unter Menschen die Seele erfasst. Tausend unsichtbare Fäden weben und spinnen und ziehen nach der anderen Seite. Das Herz kann nicht mehr mit in Alltagsfreude. Müde ist die Sehnsucht von langer Wanderschaft.

Und hier beginnt die Sprache der leisen Dinge.

Da ist ein Winterwald in silberner Rüstung. Jede Tanne ist ein getreuer Wächter vor den Toren deiner Seele. Und du gehst durch die Stille und bist zuerst ganz allein. Da löst sich ein Schneewölchlein unter dem flüchtigen Tritt eines Vogels und stäubt leise flirrend hernieder. Und ist wie Effentritt, wenn es auffällt. Und dann nimmst dich die Seele des Waldes in die Arme. Du bist nicht mehr einsam. Deine Seele hat die schimmernde Brücke gefunden, die sanft hinüberführt zu Baum und Tier und silbernem Leuchten.

Ein Sonnenstrahl tanzt über den grauseitigen Buchenstamm, deinen Augen zur Freude. Du hörst ein kleines verlorenes Vogelstimmchen und dein Herz ist voll Zärtlichkeit. Und am Waldrand, wo die Büsche im Raufrost stehen und rote Hagebutten leuchten, geht der Blick über das sprühende, flirrende Feld zu den fernen Bergen, die ihre reinen, kühnen Linien in das tiefe Blau des Winterhimmels stürzen. Und dein Herz wird weit und die müde Sehnsucht wird wieder jung und gläubig und breitet ihre Wanderflügel. Es ist, als ob die flammende Klarheit der Landschaft die Kraft hätte, alles Erdenleid aufzusaugen und zersprühen zu lassen in dem tiefen Leuchten.

Blauschimmernd geht der Fluß durch das Land, mit kleinen tanzenden Strudeln und silbernen Wellchen, die sich überstürzen und haschen wollen. Er trägt fröhliche kleine Eisschollen mit sich, die der Frost mit seinem eigenwilligen Gefieder bedeckt hat, so daß sie aussehen wie fremde Blumen und Vögel aus fernen Reichen. Doch wenn er in die schmale Schlucht kommt, wird sein Wasser eifig grün. Und auf den Steinblöcken liegt der vereiste Schnee und sie sind wie große schimmernde Muscheln. Das Wasser schäumt um sie, und nun ist der Fluß ein richtiger Wildbach geworden, ungestüm und böse. Aber auf einem Steinblock, mitten in all der Unrast sitzt ein kleiner, brauner Vogel mit weißer Brust und Kehle und singt. Es ist immer derselbe Ruf, den er hinaus trillert und in ihm liegt alles Wissen um kommenden Frühling und Sonnenwärme, um Blumengesichter, über die der Wind streicht und flüsternde Bäume in blauen Nächten.

Ein Reh ging hier über den verschneiten Pfad. Die Spuren seiner zierlichen Hufe sind sanft und unbeschreiblich zärtlich in den flimmernden Schnee eingedrückt. Ich sehe mit den Augen meiner Seele, wie es vorsichtig und anmutsvoll durch die schweigende Mondnacht ging, wie eine verzauberte Märchenprinzessin. Stolz und scheu zugleich.

Wenn der frühe Morgen seine Rosenkränze flieht, bekommt jeder Berggipfel ein goldenes Krönchen. Das leuchtet und glüht, bis schließlich die ganzen Berge eingehüllt sind in rotes Feuer. Aber des Nachts, wenn das Mondlicht sie sanft umblaut, sind sie wie schlafende Götter in silbernen Schleiern. Ganz fern und unirdisch in ihre tausend Träume versunken. Doch in den Nächten, wo die unzähligen Sternenaugen über ihnen leuchten, wachen sie auf und beginnen zu flüstern von uralten Dingen. Und ihr Hauch weht über die schlafende Erde und verhallt in den lauschenden Wäldern.

Eine Glocke klingt durch die klare Luft. Es ist nur eine kleine, müde Dorfglocke. Aber sie ruft so eindringlich, bis sie den Weg zu deinem Herzen gefunden hat. Und wenn sie verstummt ist, lauschest du ihr nach, wie einer lieben Stimme.

Der Fischweiber ist nun ganz zugefroren. Im Sommer, als alles in ihm und um ihn voll Leben war, hauste hier der Eisvogel. Wenn er durch die Luft sauste, war es, als ob viele Edelsteine aufleuchteten. Nun hat er sich ein neues Jagdrevier gesucht, der wunderschöne kleine Räuber. Eine Maus in ihrem struppigen Winterpelzchen raschelt im trockenen Schilf und in der Hecke ist große Spazensammlung. Menschennähe ist zu fühlen. Kinderfüße kreuzten hier den Weg und die Rufen ihrer Schlitten. Am Abhang drüben lärmt und jauchzt es. Und die leisen Dinge bleiben zurück, hinter perlenschimmernden Schleiern und du trägst nur in deinem Herzen noch den Nachklang ihrer sanften Stimmen in dein einsames Menschenleben.

Spazzen und Menschen.

Von Hermann Ryser, Bern,
mit Aufnahmen des Verfassers.

Ueber die Frage, ob der Spatz nützlich oder schädlich sei, ist schon viel geraten worden und es wird zumeist die Anschauung verfochten: er gehöre zu den völlig überflüssigen und verabscheuungswürdigen Geschöpfen. Jeder überlegende Mensch erwerbe sich durch des Spazens Ausrottung unsterbliche Verdienste, denn noch niemals habe man wahrnehmen können, daß sich der Fressling an der Ungeziefervertilgung beteilige. Es gefällt den Spazenseinden, ihn in einem Atemzuge mit Wanzen und Flöhen aufzurufen.

Nun ist zwar die Fliegen- und Mückenjagd nicht gerade des Spazens liebster Zeitvertreib; er überläßt dieses Gebiet neidlos den windschnellen Rotschwänzen, Bachstelzen und Schnäppern. Nichtsdestoweniger sehen wir den Vielgeschmähten zuweilen scharf hinter Maikäfern und anderem nahrhaftem Kleingetier her.

Das Ausrottungsurteil wird in der Regel damit begründet: der Spatz schmälere in ganz entsehllicher Weise den Ertrag von Feld und Garten und es ist ihm auch in dieser Hinsicht ganz gewiß manches vorzuwerfen. Es ist aber auch jedermann bekannt, daß Distelfinke und Stare fast immer in riesigen Gesellschaften schwärmen und sich sozulagen ganz mit Feldraub durchschlagen. Der Spatz unternimmt ja zu gewissen Zeiten ebenfalls Abstecker in die Keder, aber im allgemeinen zieht er die Nähe menschlicher Wohnstätten vor. Es scheint, daß er zu seinem Wohlbefinden Menschen um sich haben muß und eines Gebietes mit unzähligen Verstecken bedarf. Er wechselt seinen Standplatz entweder nie oder nur vorübergehend.

Des Spazens hervorstechendste Eigenschaft ist eine wunderbare Mischung von Scheue und bodenloser Frechheit. Zwischen ihm und den Menschen besteht, abgesehen von einigen körperlichen Abweichungen, in der einen Hinsicht ein gewaltiger und in anderer gar kein Unterschied. Gemeinsam wohnt jedenfalls beiden der kalte berechnende Eigennutz inne. Während aber dem Menschen zu seinem Fortkommen unbegrenzte Hilfsquellen zu Gebote stehen, ohne daß er sich an fremdem Gute vergreifen müßte, wächst für den Spazzen tatsächlich nichts, das er ohne das Wutgeschrei seiner Widersacher fressen dürfte. Er mag erhaschen was er nur will — stets wird er Dieb gescholten. Daß er unter diesen betrübenden Verhältnissen seinen Bedarf an Nahrung immer dort deckt, wo er ihm am nächsten liegt, dürfte nicht wundern.

Wenn der Spatz den Verfolgungen seitens des Menschen eine ungeheure Frechheit entgegenstellt, weiß er doch ganz genau, daß er nirgendwo seines Lebens auch nur auf Augenblicke sicher ist. Das Unbekümmertsein der zierlichen Meisen am Futterack kennt er nicht, denn die Fälle, da man ihm Futter streute und ihn hinterher mit einem tüdlichen Schrothagel abzumurken trachtete, haften fest in seiner Erinnerung. Und nebenbei wimmelt es in Hecken, Gräben und auf den Dächern von blutlüsternen Miaukern, die dar-